



i**Ein Schloss. Ein Fluch. Ein Sommer, der alles verändert.**

Der Plan war: Sommer, Sonne – und Leo. Schließlich hat Kate seine Einladung auf das alte Schloss nur angenommen, damit sie Zeit mit ihm verbringen kann. Doch seit sie und Leos Freunde in Darkmere sind, ist die Stimmung seltsam. Trotz der idyllischen Umgebung kommen die dunkelsten Seiten in ihnen zum Vorschein. Ist das Schloss wirklich verflucht? Kate fängt an zu recherchieren und stößt dabei auf das Tagebuch von Elinor. Einem Mädchen, das 1825 voller Hoffnung nach Darkmere kam. Und dort die Hölle auf Erden erlebte ...

- Der Blogger-Liebling aus England
- Daphne du Maurier meets Anna Gavalda
- Liebe, Hass, Dramatik, Leidenschaft und Manipulation – große Gefühle und ein beeindruckendes Debüt!
- Ein Buch, das man nicht mehr aus der Hand legen kann!

Kate

Staub.

Staub, so dick wie Eiderdaunen, lag über allem. Er baumelte in langen, spinnwebartigen Strängen von der gewölbten Decke, er verdunkelte die Fenster und stob in großen, stickigen Wolken um unsere Füße auf, als wir durch die schwere Tür hineindrängelten, die Leo aufgeschlossen hatte. Wir standen in einer Halle, so düster und höhlenartig wie das Innere einer Kathedrale. Ich schaute nach oben, wie alle anderen, und drehte mich langsam im Kreis. Die holzgetäfelte Halle erstreckte sich über zwei Stockwerke, und das reich geschnitzte Holz war schwarz und stumpf vor Alter, wie verfaulte Kastanien. Ein prächtiger Treppenaufgang mit geschnitztem Geländer führte zu einem kleinen Absatz auf halber Höhe. Dort teilte sich die Treppe, und die beiden Hälften führten in einem anmutigen Bogen wieder zusammen und mündeten in eine Sängerempore ganz oben.

»Hey«, sagte Leo leise.

Ein Frösteln lief durch den Raum – als wäre Leo der Erste, der hier seit Jahrzehnten die Stimme erhoben hatte. Die ehrfürchtige Stille, die uns einhüllte, war damit gebrochen. Lachend und johlend rannten wir die Treppe hinauf und hinunter und liefen in den Räumen ein und aus, die von der Halle abgingen. Leo schwang seinen wuchtigen alten Schlüsselbund wie ein Gefängniswärter, testete jedes Schlüsselloch

und öffnete alle Türen, auf die er stieß. Irgendwann wurde uns der ganze Staub zu viel, und wir flüchteten nach draußen, husteten und spuckten und rieben uns die Augen.

Die Jungs öffneten ein paar Bierflaschen und holten kaltes Huhn, Wurst und Pizzaschnitten aus dem Kühlschrank im Bus. Wir picknickten in der verfallenen Auffahrt und saugten den spektakulären Ausblick in uns ein. Hinter uns ragten die efeubehangenen Schlossmauern auf, die zu beiden Seiten von einem endlosen Wald umgeben waren. Der Hang vor uns fiel steil zu den Klippen ab, und darunter lag das Meer.

Ich aß einen Apfel aus meiner Tüte und blätterte in dem Papierstapel, den Lucie während der Fahrt studiert hatte. Ich stieß auf einen Grundriss, den ein Makler angefertigt hatte und in dem alle Räume des Schlosses gekennzeichnet waren, zum Beispiel »Bibliothek«, »Haupttreppe« oder »Turm-Ankleidezimmer«. Wir waren bisher nur in der Großen Halle und den angrenzenden Räumen gewesen.

An der Rückseite des Papiers klebte die herausgerissene Seite eines Reiseführers. Ich las den Text: »Darkmere Castle wurde 1825 von George Francis St Cloud als Hochzeitsgeschenk an seine junge Braut Elinor erbaut. Doch die Verbindung endete tragisch: In ihrem zweiten Ehejahr nahm Elinor sich unter mysteriösen Umständen das Leben, und der Sage nach hat sie ihren Mann und dessen männliche Erben verflucht. Als St Cloud wieder heiratete, starben zwei seiner Söhne im Kindesalter, ein dritter verschwand spurlos, nachdem er wenige Monate zuvor das Schloss geerbt hatte.«

»Was steht da drin?«, fragte Lucie, die mich beim Lesen beobachtet hatte.

»Sie hat sich umgebracht«, antwortete ich. »Die erste

Frau, die hier gelebt hat, meine ich. Sie hat sich das Leben genommen, aber vorher hat sie ihren Mann und alle seine Nachkommen verflucht.«

»Aber warum?«, fragte Lucie. »Warum hat sie das gemacht?«

»Das steht nicht drin.« Ich zuckte die Schultern und las den Rest laut vor: »1859 ging Darkmere Castle auf die einzige noch lebende Erbin über, auf seine Tochter Mary. Da sich das Vermögen der St Cloud-Familie stark dezimiert hatte, wurden alle Ländereien des Schlosses verkauft oder nicht mehr bewirtschaftet. Niemand in der Gegend wollte auf dem Darkmere-Anwesen arbeiten, und die Einheimischen munkelten, die tragischen Umstände, dieses ganze Unglück ...«

Ich verstummte, als Leos Gestalt über mir erschien und die Sonne verdunkelte. Mit aufgerissenen Augen und verzerrtem Gesicht starrte er mich an, dann griff er sich mit beiden Händen an die Kehle und brach in der Einfahrt zusammen. Ich blamierte mich unsterblich, indem ich aufsprang, um ihm zu Hilfe zu eilen – bis ich merkte, dass er vor Lachen bebte.

»Sehr komisch!«, sagte ich, stand auf und trat ihn in die Rippen. »Ich lach mich tot!«

Leo sprang in die Höhe und drückte mich überschwänglich an sich. »Dann hör auf, mir meinen Tod zu prophezeien«, sagte er, zerknüllte die Seite, die ich vorgelesen hatte, und warf sie über die Schulter. »Komm schon, der Staub muss weg.«

»Mir ist dieser ganze Staub zu viel«, sagte Lucie weinerlich. »Wir können doch draußen schlafen. I-ich meine, es ist so schön im Freien, und das Schloss ist viel zu schmutzig.«

»Zu schmutzig für deinen Geschmack ... oder zu spukig?«, zog Dan sie auf.

»Der Staub ist keine Ausrede, und hier wird nicht gekniffen«, sagte Leo. »Wir brauchen nur einen Aktionsplan, das ist alles. Ich hab einen Besen im Bus ...«

»Einer reicht nicht – wir brauchen mindestens zehn«, warf Beano ein.

(...)

»He, das bringt mich auf eine Idee«, murmelte Leo.

Er wartete, bis Dan und Beano zurück waren, dann ließ er die Jungs auf die Bäume in der Auffahrt klettern und so lange auf den Ästen herumhopsen, bis sie abbrachen und jeder von ihnen einen improvisierten Besen hatte. Dann zogen sie ihre T-Shirts aus, banden sie im Banditenlook über ihre Nasen, stürmten das Schloss und bearbeiteten den Boden und die Wände mit ihren Ästen, dass der Staub in alle Richtungen wirbelte. Sie gingen in jeden Raum, der von der Großen Halle abging, und stemmten auch ein paar Fenster auf. Zwischendurch stürzten sie hustend und keuchend in die Einfahrt heraus, um frische Luft zu schnappen. Ihre Hände und Gesichter starrten vor Schmutz und Staub.

Lucie und ich legten unterdessen alle Bogenfenster im Erdgeschoss frei, an die wir herankamen. Leo parkte den Bus direkt vor der Eingangstür und half mir aufs Dach hinauf, damit ich die langen Efeuranken herunterreißen konnte, die die Fenster über der Tür verdunkelten. Dabei lösten sich manchmal kleine Brocken des alten Mauerwerks und knallten auf das Busdach hinunter.

Unter dem Efeu entdeckte ich eine verwitterte Inschrift in dem bröckelnden Gestein – drei verschlungene Initialen.

Ich streckte mich, um die Buchstaben mit den Fingern nachzuzeichnen. Ein Prickeln durchlief mich, als mir aufging, dass es die Initialen von Elinor St Cloud sein mussten. Das hier war schließlich ihr Schloss gewesen. Die Inschrift war rau und klebrig von den zerfetzten Ranken – ein paar hingen noch daran fest –, und in die Ritzen waren winzige Saugnäpfe eingedrungen und hatten die Linien zerstört. Zu meiner Enttäuschung stellte ich fest, dass der erste Buchstabe kein »E« ergab, wie ich zuerst gedacht hatte.

Als der Staub in der Halle einigermaßen besiegt war, brachten wir unser Bettzeug und unser Gepäck hinein. Dan stellte Lautsprecher auf und legte Musik auf, Jackson reichte Bier herum und Leo baute sich einen Joint. Von da an war es wie jede andere Haus-Party – nur dass hier keine wütenden Eltern hereinstürmen und uns anschreien konnten, doch gefälligst die Musik leiser zu stellen.

Ich spähte in einige der Räume, die von der Halle abgingen, und schaute auf Leos Grundriss nach, wie sie genannt wurden. Hinter einer Tür links lag das Esszimmer mit einer kunstvoll verzierten Stuckdecke und einem prächtigen Marmorkamin mit eingemeißelten Putten, Trauben und Blumen. Er musste ein Vermögen wert sein.

Vom Esszimmer führten ein paar Stufen zum Uhrturm hinauf, der wohl als Bibliothek genutzt worden war. Es war ein seltsamer Raum, aber schön proportioniert. Sechseckig, zwei Stockwerke hoch – so wie die Halle –, und die Wände waren bis an die Decke mit leeren Regalen bedeckt.

Aus dem Augenwinkel erhaschte ich etwas Hellgrünes, als jemand am Fenster vorbeihuschte, und ich kehrte zu den anderen in die Große Halle zurück, um nachzusehen, was

sie machten. Sie saßen immer noch da, also ging ich zu Leo und setzte mich neben ihn auf seine Luftmatratze. Er bot mir einen Zug von seinem Joint an.

Ich nahm ihn mit spitzen Fingern und lächelte ihn an. »Was meinst du?«, fragte ich.

»Hmm ...« Er blickte zu den hohen Wänden auf, studierte die gekreuzten Balken an der Decke und sog das Abendlicht in sich auf, das schräg durch die hohen Bogenfenster fiel. »Ist ein bisschen wie in der Schulkapelle.«

»Ja, genau«, sagte Jackson, der Leos Bemerkung gehört hatte. »Jetzt weiß ich, woran es mich erinnert.«

Leo grinste ihn an. »Ist schon eine Weile her, seit wir zum letzten Mal dort waren, was?«

»Du hast doch garantiert noch nie einen Fuß in die Kapelle gesetzt«, sagte ich, weil ich mir das beim besten Willen nicht vorstellen konnte.

»Wir waren mal Chorknaben«, sagte Leo. »Stimmt's, Jackson?«

»Ja, aber wir sind nur hingegangen, weil wir gehört hatten, dass es dort Gratiswein gibt.«

Ich sah, wie sie sich verschwörerisch angrinsten, und vielleicht hatten sie wirklich mal eine Flasche Abendmahlswein geleert. Leo und Jackson hatten wahrscheinlich jede Menge dummes Zeug angestellt, und sie teilten Erinnerungen, von denen ich nichts wusste. Ich erhaschte nur die Blicke, das Lächeln, das sie sich zuwarfen, wenn jemand etwas sagte oder ein bestimmtes Lied im Radio lief oder eine Zeile aus einem Film zitiert wurde, was auch immer. Und sofort fühlte ich mich wieder ausgeschlossen und wünschte mir im Stillen, dass Jackson nicht mitgekommen wäre.

»Was machst du jetzt mit dem alten Kasten?«, fragte Jackson Leo. »Du willst das Schloss doch nicht im Ernst für Besichtigungen öffnen?«

»Nö ...«

»Ich meine, hier gibt's doch meilenweit kein Publikum dafür.«

»Ja, klar, aber das hat auch seine Vorteile ...« Leo ließ seinen Blick nachdenklich durch die Halle wandern. »Hier gibt's keine Sperrstunde, wir können so viel Lärm machen, wie wir wollen. Und wir brauchen auch keine Angst vor ungebetenen Gästen zu haben ...«

»Hey, du willst hier Partys feiern!« Jackson war sofort Feuer und Flamme.

»Oh, guuut!«, sagte Beano und schlenderte zu uns herüber.

»Platz ist jedenfalls genug hier«, sagte Leo. »Und diese Halle ist als Tanzsaal erbaut worden.«

Ich betrachtete die langen, dunklen, schmalen Dielen und stellte mir Leos Ahnen vor, wie sie in der Großen Halle herumwirbelten und -stampften. Er hatte natürlich Recht – das hier musste ein Tanzsaal gewesen sein. Eine Flut von begeisterten Vorschlägen kam von den anderen.

»Du kannst einen DJ auf der Empore oben platzieren.«

»Und wie wär's mit einer Bar dort drüben?«

»Und die Gäste werden in Kutschen hergebracht.«

»Oder du lässt ein paar von den Zimmern herrichten, dann können die Gäste übernachten und es wäre ein richtiges Partyhotel.«

Leo lehnte sich zurück, ein gönnerhaftes Lächeln um die Lippen, und sonnte sich in der Begeisterung, die er ausgelöst

hatte. Ich traute ihm ohne weiteres zu, dass er seinen Plan in die Tat umsetzen würde. Er war die perfekte Kombi von Party-Gastgeber und Unternehmer.

»Der Geist von Darkmere würde sich in den hintersten Schlosswinkel verziehen«, sagte Dan. »Gegen deine Partys hat er keine Chance.«

»Ich muss mich an die neuen Gegebenheiten anpassen«, verkündete Leo streng. »Ich bin jetzt ...«

»... der Herr von Darkmere!«, beendeten Jackson und Beano seinen Satz, und dann johlten sie alle drei.

(...)

KAPITEL 4

Elinor

Mit achtzehn war meine Schwester das schönste Mädchen in ganz Devonshire. Das sagte jeder. Alle jungen Kavaliere, die in der Gegend wohnten, waren in sie verliebt. Und selbst die Dorfjungen schwärmten für sie. Und wenn die jungen Männer in den Nachbarorten sie gekannt hätten, wären sie auch in sie verliebt gewesen, das wusste ich.

So war meine Schwester.

Ihre Schönheit war so strahlend, dass sie auf alle in ihrer Umgebung abfärbte. Das war auch der Grund, warum wir im gleichen Jahr in die Gesellschaft eingeführt werden sollten. Ich allein wurde leicht übersehen, aber gemeinsam waren wir

die beiden schönen Töchter des Friedensrichters. Wir hatten das gleiche flachsblonde Haar, die gleichen flatternden Bänder, rosigen Wangen und duftigen weißen Musselinkleider.

Anna konnte es kaum erwarten, nach London zu kommen und sich einen Mann zu angeln. Sie träumte von Diamantcolliers, höfischem Pomp und Prunk und einem Seidenkleid. Vielleicht sogar von einem Titel. Ich dagegen war erst siebzehn, und Männer interessierten mich nicht. Deshalb drängte ich darauf, das Ganze noch um ein Jahr zu verschieben.

»Ach, komm, Elinor. Wenn du nicht mitkommst, dann gehe ich überhaupt nie«, drohte sie mir. »Dann bleibe ich hier und heirate den Pfarrer.«

Der Pfarrer war sechsunddreißig und hatte ein Gesicht wie gepökelter Schweinebauch.

Unsere Eltern hatten nicht die Absicht, die Schönheit meiner Schwester an den hiesigen Dorfadel zu verschwenden, mit oder ohne Schweinebauch-Gesicht. Und so bekam Anna ihren Willen, und wir wurden an einem regnerischen Frühlingstag 1825 für die kommende Ballsaison nach London gebracht.

Der Lärm und Gestank in dieser großen Stadt warfen mich beinahe um. Noch nie hatte ich so viele Menschen an einem Ort versammelt gesehen, nie ein solches Gedränge erlebt, und alle brüllten unverständliches Zeug oder läuteten irgendwelche Glocken – Postglocken, Straßenhändlerglocken und Glocken ohne erkennbaren Zweck. Wie sollten die Leute hier jemals zur Ruhe kommen? Unser Kutscher bahnte sich einen Weg durch das Gewühle von Pferden, Karren, Straßenhunden und Gassenjungen, um uns in der Upper Wimpole Street abzusetzen, wo wir ein Haus gemietet hatten.

»Es ist natürlich nicht Mayfair«, schnaubte Mama, »aber etwas Besseres können wir uns nicht leisten, bis eine von euch eine vorteilhafte Verbindung eingeht!«

Sie sah Anna dabei an, nicht mich.

Dann kamen die Bälle, Theateraufführungen, Konzerte und Abendgesellschaften. Anna war so glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Meine Rolle bestand vor allem darin, den schmucklosen Rahmen für Annas Schönheit zu bilden; so wie eine schlichte Fassung einen kostbaren Diamanten umso heller erstrahlen lässt. Innerhalb weniger Wochen lag ihr halb London zu Füßen, und sie brauchte mich nicht mehr an ihrer Seite. Ich konnte mich früh zurückziehen und mit einem Roman und ein paar Leckerbissen, die ich mir von der Abendtafel stibitzt hatte, in einen stillen Winkel setzen. Der Kamin in der Upper Wimpole Street verschwand unter einer Flut von Einladungen und Visitenkarten – und Mitte Mai kam endlich auch eine Karte für mich!

(...)

»Miss Marchant!«, stieß der Diener hervor, der mir die Tür geöffnet hatte, und rang die Hände. »Die arme Miss Marchant! Sie hatte einen Unfall, Miss Elinor. Der neue Phaeton ist umgestürzt, und Ihre Schwester wurde in hohem Bogen herausgeschleudert. Der Arzt ist bei ihr.«

Ich raste die Treppe hinauf zu Anna. Ihr Schlafzimmer war bereits in ein Krankenzimmer umgewandelt worden. Die Vorhänge waren zugezogen und die Lampe verhängt. Heiße Ziegelsteine, Schüsseln mit sauberem Wasser, blutige Handtücher und Mullbinden lagen neben dem Bett. Die Ankleidekommode war mit Lavendelwasser, Riechsalzen, Lau-

danum und Hirschhornsalz vollgestellt. Dann fiel mein Blick auf Anna, und ich schlug mir die Hand vor den Mund.

Das war doch nicht Anna!

Unsicher näherte ich mich dem Bett und lauschte auf die Worte, die der Arzt zu Mama sagte. Keine von Annas Verletzungen war lebensbedrohlich. Sie hatte sich das Bein gebrochen und Schnitte von den Pferdehufen – einer war so tief, dass er einen Nerv durchtrennt hatte. Der Arzt hatte die schlimmsten Wunden genäht, dann hatte er sie zur Ader gelassen und ihr gebrochenes Bein geschient. Er versicherte, dass sie in ein paar Monaten wieder völlig hergestellt sein werde.

Aber Annas schönes Gesicht war grausam entstellt.

Die linke Gesichtshälfte war gelähmt, und die rechte Seite völlig verzerrt und aufgeworfen. Beide Seiten waren mit zahllosen Schnitten und Schürfwunden übersät – vom feinsten Riss bis zur tiefsten, klaffenden Wunde.

Das war nicht mehr meine Schwester.

Ich sah Mama an, als sie sich bei dem Arzt bedankte, und ihre Augen glänzten hektisch, ihre Lippen waren fest zusammengepresst. Mama gestattete sich selten die Schwäche, in Tränen auszubrechen, aber ihre häufigen Zornesausbrüche waren gefürchtet, und deshalb war ich froh, als sie den Arzt aus dem Zimmer begleitete.

»Ellie?«, flüsterte meine Schwester. Ihre Stimme klang seltsam dumpf und erstickt. »Ellie, bist du das?«

»Ja, ich bin es.« Ich setzte mich zu Anna aufs Bett. Aber Anna sah mich nicht an.

»Was ist mit meinem Gesicht passiert?«, fragte sie und starrte an die Decke. »Wie schlimm ist es?«

Ich konnte sie kaum verstehen, denn ihre Lippen waren so geschwollen, dass die Worte nur undeutlich herausdrangen. Ich brauchte einen Moment, um Annas Frage zu verstehen.

»Du hast ein paar ... Schnitte.«

»Ich muss es wissen, Elinor, bitte. Mama wollte mir keinen Spiegel geben, und ich kann nicht aufstehen, wegen meinem Bein. Der Arzt wollte mir auch nichts sagen. Er hat mich nur beschwichtigt, als wäre ich ein kleines Kind.«

Ich leckte mir über die Lippen – vielleicht um meine Lügen glatter herauszubringen. »Du musst Geduld haben. Wenn die Wunden verheilt sind, sieht dein Gesicht wieder viel besser aus.«

»Aber ich kann nicht warten! Ich muss doch wieder auf den Beinen sein, wenn Mr St Cloud zu unserer Abendgesellschaft kommt.«

»Dann siehst du ihn eben bei einer anderen Gelegenheit, Anna.«

Stille breitete sich im Zimmer aus, eine Stille, die laut und anklagend war. Vielleicht sollte ich Anna die Wahrheit sagen?

»Mein Gesicht fühlt sich so ... so merkwürdig an.« Anna zog eine Hand unter der Decke hervor und legte sie an ihre entstellte Wange. »Weißt du, nicht dort, wo ich hinfassen kann, sondern unter den Schnitten und Nähten. Alles ist ganz taub, gar nicht so, wie es sich anfühlen müsste. Oh, Ellie – ich hab solche Angst!«

Das war unerträglich.

Ich blinzelte und wandte den Blick ab. Über einem Stuhl in der Ecke hingen Annas beste Samtpelisse und Pelerine. Beide Kleidungsstücke waren zerfetzt und mit hässlichen braunen Blutflecken verunziert.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

»Ich kann mich nicht an alles erinnern ...« Anna drehte ganz langsam ihren Kopf auf dem Kissen und sah mich zum ersten Mal an. »Etwas muss die Pferde scheu gemacht haben – vielleicht eine Zeitung, die vom Wind herumgewirbelt wurde ... und dann sind beide mit uns durchgegangen. Mr Milburn hat vor Schreck die Zügel fallen lassen ... aber die Pferde sind aus dem Park auf die große Straße hinausgestürzt ...« Anna schluchzte auf, »und er ist abgesprungen.«

Ich nahm die Hand meiner Schwester und streichelte sie.

»Ich konnte mich nur noch festklammern – und das habe ich getan, glaub mir, mit aller Kraft –, aber dann ist eines der Pferde gestürzt, und ich wurde nach vorne über den Phaeton geschleudert und bin unter die Beine des anderen Pferdes gekommen. Ich dachte, ich werde zu Brei zertrampelt.«

»Oh, Anna, sag so was nicht!«

»Charles Milburn ist aus dem Wagen gesprungen und hat mich einfach im Stich gelassen! Er hat gesagt, er liebt mich, aber er hat mich im Stich gelassen!«

»Aber du hast ihn doch auch nicht geliebt, Anna.«

»Das ist mir egal – er hätte mich nicht im Stich lassen dürfen.« Sie holte schauernd Luft, und ich brachte ihr ein Glas Wasser und Hirschhornsalz. Ich hielt es Anna an den Mund, aber sie konnte ihre Lippen nicht bewegen, und das Wasser tropfte ihr übers Kinn und bildete ein kleines Rinnsal auf ihrem Hals und der Bettdecke. »Ich kann nicht«, schluchzte sie. Eine Träne quoll aus ihrem rechten Auge und rann im Zickzack über die blutigen roten Nähte, die sich von ihrem Augenlid bis zum Kieferknochen hinunterzogen.

Ihr linkes Auge hatte keine Tränen, und sie konnte es

auch nicht schließen. Es stand einfach offen und starrte ins Leere. Hin und wieder glitt die Iris unter ihr Augenlid, sodass nur noch der Augapfel zu sehen war, leer und weiß wie ein gekochtes Ei.

Als Anna nach langer Zeit in einen schweren Laudanum-Schlaf gefallen war, ließ Mama mich in ihr Ankleidezimmer rufen und reichte mir das grüne Seidenkleid, das Anna sorgfältig in die Papierschichten gehüllt hatte.

»Das ist jetzt dein Kleid, Elinor«, sagte sie mit fester Stimme. »Du wirst es auf der Abendgesellschaft nächste Woche tragen.«

Ich öffnete den Mund, um zu protestieren, aber Mama schüttelte den Kopf. »Nein«, sagte sie. »Deiner Schwester nützt es jetzt nichts mehr. Du wirst an ihrer Stelle Mr St Cloud vorgestellt.«

Wie es weitergeht? Fordern Sie mit dem Bestellschein doch das Leseexemplar dazu an. (Auch als E-Book möglich)



Helen Maslin

Darkmere Summer

Aus dem Englischen von Ilse Rothfuss

Umschlaggestaltung: Henry's Lodge - Vivien Heinz

Ca. 400 Seiten

Ab 14 Jahren

14,5 x 20,5 cm, Hardcover

ISBN 978-3-551-52082-1

Ca. € 19,99 (D) / € 20,60 (A) / sFr. 28,90

Erscheint im März 2016

